

Werk

Titel: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste; Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Leipzig 1765-84.

Verlag: Dyck

Jahr: 1767

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556514408_0004

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556514408_0004

LOG Id: LOG_0009

LOG Titel: Rezension

LOG Typ: review

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556514408

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556514408>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556514408>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



II.

Ueber die deutsche neue Litteratur. Erste und
zweite Sammlung von Fragmenten.
1767. (360. S.)

Was Sokrates in dem Gastmale des Plato von der Liebe sagt, daß sie eine Tochter der Armuth und des Ueberflusses (*πεινίας καὶ πλοῦτος*) sey, das könnte man vielleicht mit eben so vielem Recht von der Kritik sagen. Wenn sich die Armuth an Originalgenies in einer Nation mit dem gehörigen Vorrathe von Wissenschaft und Philosophie verbindet, so entsteht alsdann dieses mittlere Geschöpf, das *πένης μὲν αἰεὶ ἐστὶ, ἐπιβραλος, δὲ τοῖς ἀγαθοῖς, καὶ τοῖς καλοῖς, — ἀνδρείος ὦν καὶ ἔτης, καὶ σύντομος, — φιλοσοφῶν διὰ παντὸς τῆ βίης — ἕτε ὡς ἀθάνατος πεφυκώς, ἕτε ὡς θνητός* — Keiner von den Göttern philosophirt, sagt Plato. Und man könnte hinzusetzen, keiner von den Söhnen der Götter, die durch ihre heiligen Einflüsse begeistert werden. So wenig also ein neuer vortrefflicher Kunstrichter ein Glückweissagendes Phänomen für die Entstehung künftiger Homere seyn mag, so ein großes Geschenk ist er doch für die nüchternen Denker, die aus der heiligen Quelle niemals getrunken, und auf dem Windus nie Rosen gebrochen haben, aber die diese Gegenden doch von ferne als Geographen kennen lernen

lernen wollen, wenn sie auch niemals Einwohner davon werden sollten. So viel Gelehrsamkeit, so viel und so weit ausgebreitete Kenntnisse der besten Schriftsteller, der Alten und Neuen, ein feiner Geschmack, noch mehr, eine so tiefe Philosophie, als unser Verfasser hat, muß nothwendig etwas dazu beitragen, die καλὸς καγαθὸς in unsrer Nation zu vermehren, wenn sie auch gleich nicht neue Begeisterte hervorbringen sollte. Diese mittlere Größe einer Nation, in welcher mehr gesunde Vernunft als Enthusiasmus herrscht, wo die Leier der Dichter nicht so hoch tönt, aber die sanftern Melodien des Weisen desto ungestörter gehört werden, kurz wo man von der poetischen Wildheit noch nicht weiter entfernt ist, als von der Sophistischen Regelmäßigkeit, diese Größe ist vielleicht diejenige, die die Natur und das Schicksal für uns Deutsche bestimmt hat. Wenn einige von uns das erste Glied der Kette sind, von der Sokrates in dem Jo des Plato redet, so sind desto mehrere von uns das zweyte und das dritte. Unmittelbare Ausleger der Götter sind bey uns selten, aber die Ausleger von jenen, die durch die Vermittelung der Dichter im dritten Grade den Einfluß der Musen fühlen, und die Orakelsprüche, die jene in ihrer Trunkenheit ausstoßen, erklären, deren haben wir gewiß einige, und unser Verfasser ist einer von ihnen.

Aber ist es uns erlaubt zu sagen? er scheint über die Schönheiten in den Werken des Geistes noch mehr philosophirt, als sie empfunden zu haben;

seine Urtheile scheinen oft mehr Folgen seiner Metaphysik als Aussprüche seines Gefühls, und er bestimmt den Werth unsrer Schriftsteller nicht sowohl nach dem Eindrucke, den sie auf den Geist und das Herz ihrer Leser machen, als nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, die aus seinem System entspringen. Wir berufen uns, um unser Urtheil zu rechtfertigen, nicht so wohl auf die Wahl der Autoren, die er für unsre klassischen hält, gegen die wir nichts einzuwenden haben, als vielmehr auf die Ausschließung anderer, deren poetische Verdienste auf unser Herz ein nicht geringeres Recht haben, und er ganz zu verkennen sucht. Eben so scheint er, um seiner Metaphysik willen, das Schwere im Ausdruck, das das Gedankenreiche schon durch die große Zurüstung in den Worten ankündigt, dem Leichten und Einfältigen vorzuziehen. Sein Styl selbst, ob er gleich an den meisten Orten sehr unterhaltend, bestimmt, gedrungen, an vielen sogar mit sich fortreißend ist, hat dem unerachtet zuweilen diese Schwere und diese freywillige Dunkelheit, durch welche einige unsrer neusten Schriftsteller ihre Leser, wir wissen nicht ob zu demüthigen oder aufmerksam zu machen suchen.

Aber ohne eine längere Vorrede wollen wir einen getreuen Auszug aus dem Buche machen, der uns vielleicht alsdenn zu einigen Anmerkungen Gelegenheit geben wird, die wir des Hrn. Verf. tieferer Einsicht unterwerfen.

Dies ist das große Vergnügen, denkende Köpfe zu lesen, daß ihre Gedanken so wie der elektrische Funke eine ganze Reihe neuer Gedanken in der Seele des Lesers erwecken. Wir kennen wenig kritische Schriftsteller, die dieses in dem Grade, wie der Verf. thun.

Die Briefe der Litteratur gewinnen dadurch um die Deutschen ein neues Verdienst, daß sie die Gelegenheit und die Grundlage eines Commentars geworden sind, der mit seinem Autor um die Wette streitet, und ihn vielleicht zuweilen überwindet.

Nach einem kleinen reizenden Miniaturgemälde von einer allgemeinen Bibliothek, die auf eine allgemeine Geschichte der Litteratur gegründet, mehr zur Ausbildung der Genies, als zur Belehrung bloßer Liebhaber abzielte: fängt der Verfasser an einige dieser Ideen auszuführen, und legt so zu sagen den ersten Grundstein zu der Aufführung dieses Gebäudes — Was für einen Einfluß hat die Sprache auf den menschlichen Geist, und welches ist, so zu sagen, die Zurückwirkung der Zeichen auf die Ideen, durch welche diese modificirt, und die Erweckung gewisser Arten derselben erleichtert oder schwerer gemacht wird? Diese Frage, die natürlich genug war, auch in einen minder tiefdenkenden Kopf, als des Verfassers seiner ist, zu kommen, war nicht leicht genug, von einem andern aufgelöst zu werden. Um destomehr sind wir ihm Dank schuldig, wir haben wenigstens bey ihm neue Aussichten, neue Seiten gefunden, von denen man diesen Gegenstand betrachteten

trachten kann. Und wenn gleich diese Betrachtungen vielleicht noch etwas zu allgemein sind, als daß man sie unmittelbar auf das Detail einzelner Sprachen sollte anwenden können, so sind sie doch an und für sich, als Grundsätze der grammatischen Metaphysik höchst fruchtbar. Wir wollen des Verfassers Gedanken so kurz als möglich liefern:

I. Fragm. Wort und Idee hängt aufs genaueste zusammen. Ohne poetische Sprache kann es niemals große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise unter einer Nation geben. Dieses ganz allgemein ausgedrückt, heißt: zu jeder Art von Vollkommenheit in der Beschaffenheit und der Folge der Ideen, ist eine gewisse Art der Vollkommenheit in den Zeichen nothwendig, durch welche diese Ideen ausgedrückt werden. Die Aufgaben die daraus entstehen, sind diese. 1) Wie kann man aus den sittlichen, den physikalischen, und den politischen Verfassungen eines Volks die Ursachen zu dem Eigenthümlichen in der Grammatik und dem Genie ihrer Sprache herleiten? 2) Wie kann man die Fähigkeit einer gewissen Sprache, z. E. der Deutschen, zur Poesie zur Philosophie u. s. w. bestimmen? 3) In wie fern ist die deutsche Sprache zu allem diesem geschickt?

II. Fragm. Ehe man diese besondern Fragen beantwortet, muß man erst die großen Revolutionen übersehen haben, die jede Sprache bey jeder Nation leidet, und die mit den natürlichen Verän-

Veränderungen die in der Nation selbst vorgehn, parallel laufen. Diese untersucht der Hr. B. in dem Fragmente von den Lebensaltern einer Sprache:

1) Die Nation ist in ihrer Kindheit den Sitten nach wild und voll heftiger Leidenschaften, durch ihre Lebensart einer Menge von Gefahren ausgesetzt, in ihren Sprachwerkzeugen zur Hervorbringung einer nur sehr kleinen Anzahl, aber sehr heftiger Töne geschickt. Die Sprache wird also in den Begriffen, die sie ausdrückt, eingeschränkt, in den Empfindungen, die sie malt, stark und feurig, und in ihren Accenten tönend und rauh seyn. 2) Die Sitten werden gemildert, die Lebensart ruhig, die Werkzeuge geschmeidiger, die Kenntnisse ausgebreiteter. Hier erscheint das jugendliche Alter der Sprache, die noch sinnlich aber nicht mehr heftig ist, die Empfindungen, aber nicht mehr wütende Leidenschaften ausdrückt, die die schreyende Töne in einen beynabe modulirenden Gesang verwandelt, abgezogene Begriffe, durch die Aehnlichkeit mit körperlichen Gegenständen, und diese, wenn sie kann, durch die Aehnlichkeit des Schalls mahlt, die endlich in ihren Verbindungen frey, und in ihren Perioden ganz ungesesselt ist. Dieses ist das poetische Alter, wo die *aoidoi* und *epicuroi* lebten, und wo alles was man schrieb, Gedicht war. 3) Das männliche Alter stimmte den Gesang zur Declamation herunter. Das ruhigere und eingezognere Leben der Menschen machte ihre Empfindungen sanfter, und ihre Leidenschaften schwächer, abgezogene Begriffe

Begriffe bekamen eigenthümliche Zeichen, oder man hatte das sinnliche Bild von dem sie hergenommen waren, schon vergessen. Die Idiotismen milderten sich, der Inversionen wurden weniger, die Construction bestimmte sich, der freye Rhythmus wurde zum eingeschränkten Perioden, dieses ist das Zeitalter der schönen Prose. 3) Das hohe Alter ist für den Weltweisen, kalt und ohne Leidenschaften, bestimmt und richtig in den Ausdrücken, einfach in den Wendungen, ohne Bilder, ohne Abwechslung in der Construction, voll grammatischer Richtigkeit, aber ohne poetische Schönheit.

III. Fragm. Folgen hieraus. 1) Diese verschiedenen Vollkommenheiten einer Sprache können nicht zugleich in einem hohen Grade beyammen seyn, weil sie sich eben so wie der Zustand der Nation, auf den sie sich beziehen, und in dem sie gegründet sind, aufheben. 2) Die Meisterstücke jeder Nation in der Poesie wurden damals geliefert, als sich noch ihre poetische Sprache von ihrer Prose nicht getrennt hatte.

IV. Fragm. Anwendung dieser Grundsätze auf die deutsche Sprache. Der Zeitpunkt, wo wir eine poetische Sprache haben konnten, ist vor undenklicher Zeit schon vorbey. Sie ist, so wie unfre Nation, mehr für den Verstand als für die Einbildungskraft — Die Vollkommenheit, die wir ihr geben können, ist, daß wir sie zwischen der poetischen und philosophischen Sprache im Gleichgewichte erhalten, und die Richtigkeit und Einförmigkeit der
einen

einen, mit der Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der andern, in einem gewissen mittlern Grade zu vereinigen suchen.

V. Fragm. Hrn. Sulzers System einer Sprachverbesserung wird geprüft. Dieser fodert zuerst, einen hinlänglichen Vorrath von Worten und Redensarten, jeden Begriff deutlich und bestimmt auszudrücken, — aber ein solcher Vorrath ist für die Poesie nicht genug, es muß Ueberfluß da seyn. Ohne Synonymen und uneigentliche Redensarten kann die Dichtkunst nicht bestehen, — Hr. Pr. Sulzer, indem er also Synonymen, Idiotismen und Inversionen aufheben will, und demerachtet in der Lenkung der Perioden Biegsamkeit, in der Länge und Kürze, und den verschiedenen Accenten der Sylben Abwechslung und Mannigfaltigkeit verlangt, hebt die poetische Schönheit auf, ohne die Sprache völlig philosophisch zu machen.

VI. Fragm. Die Idiotismen einer Sprache erzeugen die eigenthümlichen Schönheiten der Schriftsteller einer Nation, die für die Ausländer unübersetzbar sind. Sie bestimmen die Verschiedenheit in den Manieren großer Schriftsteller, die sich dieser Idiotismen zu bemächtigen wissen. Niemals wird ein Schriftsteller ein Liebling seiner Nation, so wie es Shakespear und Fielding, oder Hudibras und Swift von den Engländern ist, wenn er sich nicht diese einheimischen Schönheiten zu Nutze macht, und die Launen, zu denen die Anlage in der Sprache da sind, anwendet. Gleims Grenadier, Ramler
und

und Kleist in der Poesie, Abt und Lessing in der Prose habe diese Fundgrube unsrer Sprache gekannt und gebraucht.

VII. Fragm. Die Reichthigkeit einer Sprache vermindert ihren Reichthum. Die orientalischen Sprachen sind reich an Worten, die Gegenstände aus der Natur ausdrücken. Die unsrigen reich an Redensarten des Umgangs, an Ausdrücken, die bloße Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bezeichnen. Die orientalischen waren reich an Synonymen, daher der zwiefache Ausdruck jedes Gedankens in ihrer Dichtkunst bey ihnen leicht und mannigfaltig werden konnte. Die philosophische Bestimmung der Synonymen ist für die Poesie höchst schädlich. Der Dichter verlangt noch mehr als Reichthum, er verlangt Ueberfluß.

VIII. Fragm. Können wir unsre Sprache durch Uebersetzungen aus den alten Sprachen bilden? Diese Frage zerfällt in einige andre. Was sollen wir aus den alten Sprachen, z. E. der griechischen, so wie sie in ihrem jugendlichen Alter beschaffen war, und wenn wir sie in den Schriftstellern von den Zeiten des Homer an bis auf den Herodot finden, in unsre übertragen? Das Sylbenmaas? Aber da unsre Sprache in ihren Füßen einfach, die griechische polymetrisch, unsre Declamation monotonisch, die ihre wirklich modulirt war, ihre Prosodie bestimmte, und die Länge und Kürze der Sylben deutlich gehört ward, die unsrige unbestimmt und im Aussprechen dunkel ist;

so ist der alte Hexameter für unsre Sprache nicht gemacht — Sollen wir die Lenkung ihres Perioden nachahmen? Dieser stützt sich auf die singende Deklamation, die für uns verloren ist, und ohne welche der Gang ihrer Perioden für uns oft abgeschmackt wird. Ihre Inversionen? Aber für diese ist unsre Sprache zu gefesselt. Ihre Machtwörter? Unsre Uebersetzer müssen sie umschreiben. Die ersten Genies Griechenlandes schufen ihre Sprache zugleich mit ihren Werken, noch konnten sie in die indigestam molem alle die Formen hineinbringen, die sie der Wendung ihres Genies angemessen fanden, der Uebersetzer derselben soll sie in eine schon gebildete Sprache übertragen, deren Formen verhärtet und unbiegsam sind. Jene lebten in einem Zeitalter, wo die Prose selbst eine Art von Poesie war, weil man ohne Bilder und ohne sinnliche Eindrücke noch nicht denken gelernt hatte. Unsre Uebersetzer leben in einem andern, wo die Poesie fast nichts als eine versificirte Prose ist, wo der Verstand es mir vergiebt, wenn von Zeit zu Zeit die Einbildungskraft auf Kosten desselben beschäftigt wird, anstatt daß man damals zu dem Verstande selbst nicht anders als durch die Einbildungskraft reden konnte.

IX. Fragm. Gute Uebersetzungen der ältesten griechischen Dichter sind also schwer zu hoffen, desto mehr müssen wir ihre schöne Prose zu nutzen suchen. Plato, Xenophon, Polybius sind von der Denkungsart unsers Zeitalters, und dem Genie un-

frer Sprache, nicht so weit entfernt, daß sie nicht mit weniger Verlust sich sollten in deutsche Schriftsteller verwandeln lassen. Diese griechische Prose ist für unsre Sprache weit angemessener, als die lateinische. Möchte es doch viel Uebersetzer geben, die ihren Schriftsteller so gut studirt hätten, und in das Eigenthümliche seines Genies und seiner Schreibart so tief eingegangen wären, als Heilmann in des Thucydides seine, — Eine andre Kunst, die wir noch zugleich von ihnen lernen können, und die unter den Neuern beynähe verloren zu seyn scheint, ist die Kunst zu dialogiren. Nicht solche Dialogen, wo, wie in den horis der Canonico-rum nur 2 einander gegen über, jeder seinen Spruch wechselsweise hersagt, sondern wo zween Geister einander gleichsam ihre Gedanken abzulocken scheinen, wo man sieht, wie ein Funke den andern entzündet, und die Ideen sich nach einander aus dem Grunde der Seele emporheben. Shaftesbury unter den Engländern, Diderot unter den Franzosen, Lessing unter uns, scheinen die Sokratische Art zu dialogiren am glücklichsten nachgeahmt zu haben.

X. Fragm. Uebersetzungen aus dem Lateinischen, sind, wegen der Verschiedenheit ihres Perioden und des unstrigen, vielleicht schwerer. Aber man würde dem unerachtet in Absicht des poetischen und des historischen Stils, unsre Sprache sehr aus ihnen bereichern können. Möchte doch bald Kämpfer der Nation das Geschenk eines deutschen Horaz machen, er, der unsre Sprache so gut zu dem Fluge
der

der Ode zu erheben gewußt hat, und der alle die geheimen Schätze kennt, die sie ihren Vertrauten darbietet.

τοσαύτ' ἔλεξε, πᾶς δ' ἐπεύξατο τραγῶς.

Für den historischen Stil würde Tacitus weit mehr zur Nachahmung geschickt seyn, als Livius. Größere Gleichheit seines Zeitalters mit dem unsrigen, größere Verwandtschaft seiner nachdrucksvollen Kürze und seiner Reflexionen mit dem philosophirenden Geist der Deutschen.

XI. Uebersetzungen aus einigen bewährten Neuen, ist eine andre Verbesserung unsrer Sprache. Wie weit ist die deutsche Sprache hinter ihren Zeitverwandten zurück, und was hat sie vor ihnen voraus?

1) Die Menge ihrer Mitlauter, die Helle ihrer Vocalen, die größere Anzahl ihrer Diphthongen, giebt ihr eine gewisse dorische Härte und Fülle, die sie für den Monologen des Trauerspiels, für die Ode, vorzüglich aber für das Lehrgedicht geschickt macht.

2) Ihre Aspirationen, die für ihre Nachbarn so unaussprechbar sind, die aus der griechischen, wo sie sehr häufig waren, in die römische, wo sie fehlten, aufgenommen wurden, um die Rauigkeit derselben zu mildern und die endlich für so wohlklingend gehalten wurden, daß die Petitsmaitres von Rom sie auch am unrechten Ort ansetzten, diese geben unsrer Sprache eine gewisse Delicatesse und Lieblichkeit, die noch wenig ist bemerkt worden.

3) Sie ist mehrerer Inversionen, mehrerer Veränderungen, in der Construction fähig, als die französische.

X. Fr. Wie entstanden die Inversionen, und wie wurden dieselben in einer Sprache nach und nach geändert und eingeschränkt?

Wenn zweien Geister sich mit einander unterreden, so würden beständig die Worte so aufeinander folgen, wie die Ideen eine aus der andern in dem Verstande entsteht. Da diese Ordnung in den Gesetzen der Geisterlehre gegründet ist, so würde auch diese Ordnung unwandelbar und stets einerley seyn. Eine philosophische Sprache, die sich dieser Geistersprache nähert, wird also die Inversion größtentheils aufheben. — So bald aber sinnliche Geschöpfe einander ihre Gedanken mittheilen, so bald wird die Ordnung der Worte nach dem Gesichtspunkte, aus welchem sie den Gegenstand sehen, aus der Leidenschaft, die sie auf einen gewissen Theil desselben vorzüglich aufmerksam macht, aus dem Interesse, welches sie nehmen, das Bild des einen zuerst in der Seele des andern zu erwecken, gestellt werden. So lange also die Begierden stark und heftig sind, je sinnlicher einer Nation, das ist, je ungebildeter sie ist, desto mehr Veränderung in der Zusammensetzung ihrer Worte, die durch keine grammatikalische Regeln gebunden wird. Der Wilde wir allemal das zuerst ausrufen, welches die am meisten ihn bewegende Idee anzeigt. Die Kindheit der Sprache ist also aller möglichen Inversionen

versionen fähig. Wenn die Leidenschaften sich mäßigen, wenn die Geberdensprache aufhört, wenn man anfängt zu schreiben, so wird eine gewisse Ordnung der Worte eingeführt, die den Verstand erleichtert. Die Folgen in der Erzeugung der Ideen, die Folgen in den Empfindungen bey sinnlichen Gegenständen, endlich die Harmonie und der Wohlklang wurden die Bestimmung dieser Ordnung. Und hieraus entstand der oratorische Periode.

XIII. Fr. Eine Sprache also, die für sinnliche Geschöpfe gemacht ist, kann der metaphysischen Ordnung nie völlig treu bleiben. Und dieses thut auch selbst die so sehr gerühmte Ordnung der französischen. Ist es also nicht ein Vorzug auf der andern Seite, wenn sie diese Abweichung von den strengsten Regeln der Vernunft zum Vortheile der Einbildungskraft und des Ohrs anzuwenden, im Stande ist? Eine Sprache, die zur Inversion fähig ist, macht die Harmonie leicht, und setzt den Dichter in Stand, die Folge der Ideen, nach der Ordnung der Einbildungskraft oder der Empfindung zu stellen. Die deutsche Sprache ist nicht an Inversion reich genug, alle Nuancen deren die Wendung eines Gedankens fähig ist auszudrücken, aber sie hat doch derselben weit mehrere als die französische; die französische Richtigkeit ist für den reinen Verstand vielleicht nicht genug, für den Poeten höchst nachtheilig. Die Freyheit unserer Sprache ist für den Dichter vielleicht noch zu eingeschränkt, aber der Philosophie desto angemessener. „Bestimmt und reich genug

„um die Gedanken des Metaphysikers in ihrer nack-
 „ten Schönheit vorzutragen, nachdrücklich und
 „bildreich, um die abgezogensten Lehren durch den
 „Schmuck der Dichtkunst zu beleben.“

XIV. XV. Fragm. Von dem deutschen Syl-
 benmaasse. Ist der Hexameter unsrer Sprache na-
 türlich? Aus der Natur unsrer Sprache wissen
 wir, daß sie in ihren Füßen sehr einförmig ist; in
 ihrer Declamation ohne die Höhe und Tiefe, um die
 langen und kurzen Sylben zu unterstützen, die in
 der Declamation der Griechen war, und die zum
 Hexameter unentbehrlich ist; endlich daß sie in der
 Flexion ihrer Worte zu viel Hülfswörter braucht,
 die größtentheils einsylbig sind und die Rede steif
 und prosaisch machen; Vermöge der Versuche wis-
 sen wir, daß, wenn wir dem natürlichen Zuge unsrer
 Gedanken folgen, wir in dem, was wir sagen,
 sehr wenig verschiedne Füße, und sehr einförmige
 Cadencen finden, Jamben und Trochäen die Menge,
 weniger reine Spondeen, noch weniger Dactylen;
 die klopstockische Versart ohne bestimmtes Sylben-
 maass, bestätigt diese Versuche. Man könnte viel-
 leicht dieses für die erste und ursprüngliche Versart
 halten, so wie sie mit dem, was wir vom hebräischen
 Sylbenmaasse wissen, am genauesten überein-
 kömmt. Vielleicht würde dieses ungefesselte Syl-
 benmaass für die Bachische Wuth eines zukünftigen
 Dithyrambisten, für den hohen Flug der Ode, für
 die Recitativen in der Musik, und für den Dialogen
 des

des Drama, weit schicklicher seyn, als ein festgesetztes Metrum; besonders würde es vielleicht auf unsrer Bühne die kurzen Doppelgespräche wiederherstellen, die auf den griechischen so gewöhnlich waren.

XVI Fragm. Weder Inversionen noch Sylbenmaas können wir von der französischen Sprache lernen. Was also dann? die Deutlichkeit und Munterkeit ihrer Prose, und ihre kritischen Bemerkungen über die Sprache. Nicht diejenige Deutlichkeit, die aus dem Leeren und Kraftlosen entsteht, und die so sehr in unsern Wochenblättern herrscht, sondern die, welche von der Klarheit und der völligen Ausbildung der Ideen, von dem Umgange mit der Welt und dem Kenntnisse des guten Vortrages, und endlich von der Freymüthigkeit, Wahrheiten unverdeckt zu sagen, herrührt.

XVII. Fragm. Von den Engländern, deren Charakter und Denkungsart mit der unsrigen genauer übereinstimmt, können wir die Stärke und Fülle der Gedanken, und den Reichthum der Bilder lernen. Nur müssen wir uns hüten, daß nicht dieser Ueberfluß in Unordnung, und unsre Prose zu dem schwerfälligen hexametrischen Gange ausartet, die beynah, durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen, Mode geworden wäre.

Hier endigen sich die philosophischen Betrachtungen über die Sprache. Unser Autor verläßt

nunmehr seinen Ort, von welchem er als Zuschauer die olympischen Kämpfe der Genies ansah, geht selbst in die Schranken und bewillkommt die, welche als Sieger mit der Palme in der Hand zurückkommen.

Wenn es uns erlaubt wäre, diese Allegorie fortzusetzen, so würden wir sagen, daß unser Verfasser nicht alle die Unpartheylichkeit beweist, welche die Gesehe einem Hellenoditen auferlegten? Ihre Verwandten und ihre Freunde hatten keinen Vorzug vor den übrigen Griechen. Sollte aber nicht in der That unser Autor seine Lieblinge, deren Art zu denken mit der seinigen verwandt ist, zu sehr hervorgezogen, und die übrigen mit zu wenig Gerechtigkeit ausgeschlossen haben? Er beschließt endlich diese erste Sammlung mit Anmerkungen über das Ideal der Sprache, so wie dasselbe von den Briefen der N. lit. bestimmt wird.

1) In Ansehung der Bezeichnung einzelner unzusammenhängender Begriffe, hat jedes Zeitalter der Sprache seine ihm eigne Vollkommenheit die zugleich mit demselben verschwindet. Zuerst Armut und Stärke, so lange sie Sprache der Nothwendigkeit ist; dann Reichthum an Bildern und eine hochtönende Harmonie, wenn sie Sprache der Ode wird; dann Reichthum an Ausdrücken des gesitteten Umgangs, wenn sie Sprache der Gesellschaft wird; Reichthum an allgemeinen Ideen, und Armut an Bildern, wenn sie die Sprache der Bücher wird; endlich vollkommne und slavische Genauigkeit

nauigkeit der Bedeutungen; Mangel an Synonymen, und eine völlige Aufhebung aller Bilder, wenn sie die philosophische Sprache wird.

2) In Ansehung der Verbindung mehrerer Begriffe, giebt es eine doppelte Vollkommenheit, einmal daß der Zusammenhang der Ideen allemal aus der Stellung der Worte klar genug wird, zum andern, daß man diese Stellung hinlänglich abzuändern im Stande ist, um alle die verschiedenen Schattirungen in der Verbindung der Begriffe ausdrücken zu können.

Wir wollen nur blos noch zweyer Anmerkungen des Verfassers gedenken; die vielleicht noch einer Bestätigung bedürften.

1) Die feinen Partikel, deren Bestimmung so schwer, und deren Beytrag zu dem völligen Verstande der Rede so wichtig ist, — sind solche Partikel der griechischen Sprache häufiger in ihren ältesten oder in ihren jüngern Schriftstellern? Unser Verfasser behauptet das letzte und führet den Plutarch zum Beyspiel an. Aber in der That, wenn wir unsrer eignen beständigen Bemerkung trauen dürfen, so finden wir die Anzahl dieser Partikel, und die Feinheit ihrer Bedeutung, die die Sprachlehrer so leicht verführt, sie für ausfüllende (expletivas) zu halten, weit größer in ihren ersten klassischen Schriftstellern. Plato ist selbst unter den griechischen Grammatikern dafür bekannt, daß er die meisten hat. Und dieses ist auch eine Folge des Dialogen der in allen Sprachen mehr Partikel, als alle übrige

Schreibarten erfordert. Herodot hingegen mußte bey einer simplen Erzählung, die mit sehr wenig Reflexionen untermischt ist, und die also sehr einförmige Verbindungen der Perioden braucht, nothwendig weniger haben. Wenn man den Plutarch also mit ihm vergleichen will, so muß man ihn nur in seinen Lebensbeschreibungen, und zwar auch nur an den Orten, wo er nicht den Philosophen, sondern bloß den Geschichtschreiber vorstellt, vergleichen, und man wird alsdann beyde ziemlich gleich in der Absicht finden. Nun vergleiche man aber den Plutarch in seinen philosophischen Werken mit dem Plato in seinen Dialogen, und man wird finden, daß der erste nur die nothwendigen Ausfüllungswörter braucht, die die sichtbaren augenscheinlichen Verbindungen ausdrücken, kurz die in jeder andern Sprache durch ähnliche Partikel ausgedrückt werden können; der andere hingegen noch eine Menge anderer hinzusetzt, die die feinsten Schattirungen ausdrücken, und deren Bedeutung mehr empfunden als erklärt werden kann.

2) Ist für den Philosophen eine ausgestorbene Sprache die bequemste, und ist unter den jetzt todtten Sprachen die lateinische diejenige, die sich am ersten der Denkungsart und den Ideen eines philosophischen Geistes anschmiegt? Unser Autor behauptet beydes. Wir wollen ihm aber nur diese einzige Betrachtung vorlegen. Der Philosoph, der in einer todtten Sprache schreiben will, sucht entweder die Begriffe, die er mit den Worten; und die

Verz

Verbindungen der Begriffe, die er mit den Stellungen dieser Worte, verknüpfen will, in dem Sprachgebrauche desjenigen Zeitalters auf, da sie noch lebte; oder er nimmt nur diese Worte, und verbindet damit ganz neue willkührliche Bedeutungen. In dem ersten Falle ist er vielleicht allen den Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die ihm das Unbestimmte und Veränderliche in dem Sprachgebrauch einer noch lebenden Sprache verursacht, ohne dieselbe leichtigkeit zu haben, diesen Sprachgebrauch richtig und gewiß genung ausfündig zu machen. In diesem Falle sind alle diejenigen Philosophen, die wirklich altlateinisch schreiben wollen. Sie werden fast immer an Genauigkeit und Richtigkeit unter denjenigen seyn, die in ihrer Muttersprache oder in einem verdorbenen Latein schreiben. Unser Autor scheint auch von diesen nicht zu reden. Es bleiben also nur diejenigen übrig, die den Worten einer alten Sprache Begriffe, die sie sich selbst gemacht haben, unterschoben, und so zu sagen die alte Sprache nur als eine Sammlung von Materialien behandeln, aus welchen sie eine neue Sprache schaffen. In der That ist in dieser Bildung niemand glücklicher als Baumgarten gewesen. Sollte er aber wirklich seine Philosophie in dieser Sprache, so zu sagen, erfunden haben, oder sollte er nicht, wie mehrere, seine Begriffe erst in seiner Muttersprache gedacht, und dann erst in die fremde übergetragen haben? Uns deucht, daß dieses sogar nothwendig ist, wenn man in einer todten Sprache ihre Worte und Ausdrücke nicht in ihrem alten Sprachgebrauche auffuchen will.

Wenn der Philosoph diesen Leitfaden nicht mehr hat, wodurch er auf wirklich richtige und brauchbare Unterschiede der Begriffe geführt wird, so verfällt er gemeinlich auf leere und nichtsbedeutende. Man kann beynah sicher annehmen, daß keine scholastische Philosophie existiret hätte, wenn damals die neuern Sprachen schon brauchbar oder hochgeschätzt genug gewesen wären, um darinnen zu schreiben. — Aber wenn es ja eine ausgestorbene Sprache seyn müßte, so wäre die Griechische, dünkt uns, die vorzüglichste unter allen. Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Abänderungen ihrer Begriffe, Richtigkeit und Genauigkeit in ihren Bestimmungen, eine gewisse Feinheit und Subtilität in ihren Verbindungen, endlich eine weit größere Anzahl von Philosophen, die wir in dieser Sprache besitzen, und die daran gearbeitet haben, derselben die gehörige Bildung zu geben, alles dieses machet sie weit brauchbarer für den Weltweisen, als die lateinische, die selbst in ihrem besten Zeitalter niemals systematische Philosophen gehabt hat, die sich derselben bedient hätten. — Wir sind in diesem Auszuge aus der ersten Sammlung weitläufiger gewesen, weil er eine Art von System enthält; welches im Zusammenhange vorgestellt werden mußte. Die zweyte Sammlung enthält mehr einzelne Bemerkungen und wir werden daher kürzer mit denselben verfahren.

Der Kunstrichter ist eigentlich nichts anders als ein Mann von Geschmack, der den Eindruck, den ein

ein Werk des Genies auf einen richtig empfindenden Geist machen muß, anzeigt, ihn auslegt, und seine Ursachen in der Beschaffenheit dieses Werkes aufsucht. Der Kunstrichter steht in einem dreysachen Verhältnisse, dessen Pflichten er zu erfüllen verbunden ist, gegen den Leser, dessen Wahl er leiten, dessen Urtheil er berichtigen, und dessen Geschmack er bilden soll; gegen den Autor, in dessen Denkungsart er sich versehen, und dem er als ein Freund und Rathgeber zur Seite gehen soll; endlich gegen das Publikum, dem er Unterhaltung, Bereicherung seiner Kenntnisse, Ausbreitung seiner Ideen, kurz so viel schuldig ist, als der Autor selbst. Unser Werk. beurtheilt die Briefe der Literatur nach diesen Gesichtspunkten. Wir übergehen dieses um ihm in einer andern Untersuchung zu folgen, die von größerm Umfange ist, ob die Nachahmung der orientalischen Poesie bey uns Deutschen möglich sey? 1) Die Natur der Morgenländer, z. E. der Hebräer, aus welcher sie die meisten ihrer charakterisirenden Gemälde hernahmen, ist nicht die unsrige. Occidentalische Gegenstände aber mit orientalischen Farben zu mahlen, wird abentheuerlich und abgeschmackt. 2) Ihre Nationalgeschichte ist uns zu unbekannt, sie geht nicht bis zu derjenigen Umständlichkeit, die allein den Dichter in den Stand setzt seine Ideen daraus zu schöpfen; ihr Nationalgeist ist nicht mehr der unsrige, und Begebenheiten, die sie mit dem größten Enthusiasmus erfüllten, sind für uns kalt und gleichgültig. 3) Wir haben nicht mehr ihre Nationalvorurtheile.

vorurtheile. Ihre Bilder die sie zu dem Ausdruck gewisser Ideen bestimmten, die zum Theil aus der Unrichtigkeit dieser Begriffe entstanden, und die zusammengenommen eine Art von morgenländischer Mythologie ausmachten, sind für uns unbrauchbar.

4) Der Geist ihrer Religion ist von dem Geiste der unsrigen sehr unterschieden. Jene war sinnlich und erhitze die Einbildungskraft, diese ist ganz moralisch und belehrt blos den Verstand, um den Willen dadurch zu bewegen.

5) Endlich die Natur ihrer Sprache ist von der unsrigen unterschieden. Die ihrige, noch in ihrer ersten Einfachheit, zerstückt und unperiodisch, zeigt nur blos das Bild an, ohne es auszumahlen, und geht unmittelbar zu einem neuen über; die unsrige verlangt eine gewisse Ausbildung, eine Ordnung und einen Zusammenhang unter den Bildern. — Klopstock ist der einzige, der uns ein wirkliches Originalwerk in orientalischem Geschmacke geliefert hat. Der Verfasser beschließt diese Abhandlung über die orientalische Dichtkunst, mit einer Unterredung zwischen einem Rabbi und einem Christen, worinn dieses große Werk beurtheilt wird. — Er geht nunmehr zu der griechischen Litteratur fort, und nach einer allgemeinen Beurtheilung des Grades, zu welchem wir Deutschen in der Kenntniß desselben gekommen sind, fängt er an unsre Originalwerke mit den griechischen zu vergleichen. Ohne diese Vergleichen, die beynahе keinen Auszug leiden, die im Ganzen gelesen, erwogen und geprüft werden müssen, wollen

wollen wir vielmehr einige Betrachtungen zu des Verfassers seinen hinzusetzen.

1) Das Wort *καλὸς ἀγαθὸς* nimmt ohne Zweifel in den verschiedenen Schriftstellern, und in den verschiedenen Verbindungen, ganz verschiedene Gränzen seiner Bedeutung an. Wir stimmen darinn mit dem Verfasser überein, daß man dieses Wort eben so wenig, als den Begriff, in den ältesten griechischen Schriftstellern findet. Aber dieses können wir ihm nicht zugeben, daß das Wort *ἀρετὴ* nichts wie Tapferkeit, und *ἀγαθὸς* und *καλὸς* nichts wie tapfer bedeutet hätte, *ἀρετὴ* heißt, in den ältesten Dichtern, so viel wie ein jeder Vorzug, es mag nun derselbe von einer vorzüglichen Stärke des Körpers, von tapfern Thaten, oder von großen Reichthümern herkommen. Man findet im Pindar eine Menge Stellen, wo *ἀρετὴ* nichts als der Ruhm, die Erhabenheit über andre anzeigt. Die Bedeutung von *ἀγαθὸς* und *καλὸς* sind in jedem Zeitalter von einander abgesondert gewesen, ob sie gleich in gewissen Absichten zusammenlaufen mußten, *ἀγαθὸς* heißt ursprünglich so viel als nützlich, und *καλὸς* so viel als schön: Jenes wird für alle gute Eigenschaften gebraucht, in so fern sie einen Einfluß auf andre haben; dieses, in so fern sie für die Person selbst schicklich, anständig und rühmlich sind. Man kann sehr leicht sehen, wie daraus der Begriff der Tapferkeit entstehen konnte. So lange als man keine andre, oder wenigstens keine größere Nutzbarkeit eines Menschen kannte, als diejenige, die darinnen besteht,

besteht, uns gegen die Angriffe anderer in Sicherheit zu stellen, so lange als man von keiner größern Würde wußte, als die in der Anzahl der erschlagenen Feinde besteht, so lange mußten nothwendig der tapfere Soldat in einem vorzüglichen Verstande diese beyden Namen bekommen. Als sich aber der Umfang dessen, was man für nützlich und für schön hielt, erweiterte, so bekam auch die Bedeutung dieser Worte eine größre Ausdehnung. Einen Menschen, der durch seine Geburt, durch seine Erziehung, durch seine Talente in den Stand gesetzt wurde, sich alle die Eigenschaften zu geben, die dem Menschen eine gewisse Würde ertheilen, und ihn zugleich zum Dienst seiner Mitbürger ausrüsten, einen solchen Menschen hieß man καλὸν καγαθόν, wenn er auch noch keine große Thaten ausgeführt hatte. Da nun aber zu einer educatione liberali auch die Kenntniß der Wissenschaften, der Geschmack in den Werken der Kunst, und die Geschicklichkeit in den Leibesübungen gehörte, so waren auch alles dieses Eigenschaften des καλὸς καγαθοῦ. Oft aber nahm man auch die Wirkung für die Ursache, und nannte den, der wirklich sich durch seine Tugenden oder durch seine Verdienste ums Vaterland hervorgethan hatte, mit diesem Namen. Man gieng noch weiter, und machte denselben bloß zu einer Bezeichnung des Standes. Die boni viri des Cicero kommen vollkommen mit diesen καλοῖς καγαθοῖς überein. Es waren dieses nicht bloß rechtschaffne Leute, wie man es oft sehr falsch übersetzt, sondern zugleich

Leute

leute von Stande, von Vermögen, von Ansehen in der Republik. In der ersten dieser Bedeutungen finden wir dieses Wort in dem Oeconomico des Xenophon, wo Sokrates den Ischomachus fragt, was es denn wäre, wodurch er sich den Namen κ. κ. den man ihm allenthalben beylegte, zugezogen hätte, — ἐπεὶ setzt er hinzu ἔκ ἐνδον διατρέβεις, ἔδς τοιαύτη γὰρ ἢ ἕξις τῆς σώματος καταφαίνεται. Man sieht also hieraus, daß man in diesen Begriff so gar die Beschaffenheit des Körpers, und den Anstand in den Bewegungen, mit hineinbrachte. In dem 2ten Verstande nennt Isocrates in seinem Evagoras den Conon und einige andre Generale der Athenienser κ. κ. Und in dem 3ten endlich, sagt Xenophon von den Persern, daß ihre καλοὶ κάγαθοί nach des Cyrus Zeiten sich nie anders als zu Pferde hätten öffentlich sehen lassen. Man sieht also sowohl den weiten Umfang, als das Unbestimmte dieses Worts, und in wiefern der Recensent in den L. B. Recht haben kann, wenn er es durch einen hübschen guten Mann übersetzt, wofern dieses der richtige Ausdruck für der Engländer ihr fine Gentleman ist.

2) Die Abhandlung des Verfassers von der Entstehung und der Natur der Dithyramben, ist sehr gründlich, voller richtiger Bemerkungen über den Unterschied des ersten griechischen Zeitalters und des unsrigen. Die Beurtheilung unsers deutschen Dithyrambisten scheint sehr unpartheylich. In der That aber dürfen wir es wohl so sehr bedauern, daß wir zu nüchtern und zu weise sind, um mit den Mä-

naden der Griechen, um den Wagen ihres Königs Iphäus rasen zu können? Die Vergleichung der Gleimschen Grenadierslieder mit dem Tyräus, und der Gerstenbergischen Ländeleien mit dem Alciphron ist unsrer Empfindung vollkommen gemäß. — Aber Gessner, dieser allen unsern Nachbarn unnachahmliche Dichter, sollten wir ihn wirklich so tief unter den Theokrit herab setzen lassen? Theokrit kopirte die Schäfer seiner Zeit, seine Idyllen sind wirkliche Bildnisse, man sagt so gar, daß man noch in den heutigen Hirten jener Gegenden die Aehnlichkeit derselbigen erkennen könne. Gessner schafft seine Schäfer, er giebt ihnen außer den Leidenschaften und der Naivität, die sie wirklich besitzen, auch noch Unschuld und Glückseligkeit, die vielleicht nirgends anzutreffen ist. Sollten aber dadurch die Charaktere seiner Schäfer einförmiger und unbestimmter geworden seyn, oder sollte die Unannehmlichkeit der Armuth, das Niedrige der Sklaverey, und das Schändliche verkehrter und lasterhafter Neigungen nothwendig seyn, um das Gemälde ländlicher Beschäftigungen und Empfindungen zu beleben? Wir lieben den Theokrit; aber wir verehren den Gessner.

Wir dürfen diesen langen Auszug, aus einem Buche, welches wirklich für unsre Litteratur noch wichtig werden kann, nicht beschließen, ohne noch einige Gedanken über die Sprachen hinzuzufügen, die die seinigen in uns hervorgebracht haben.

Folgende Fragen sollen uns den Leitfaden geben, an welchen sich dieselben halten sollen. 1) Ist die
von

von dem Verfasser uns vorgelegte Geschichte von den Revolutionen der Sprache allgemein? 2) Sind Inversionen und Idiotismen allemal um so viel mehr in einer Sprache, je älter und ihrem Ursprunge näher sie ist? 3) Wie weit kann die Aufhebung und Bestimmung der Synonymen den poetischen Reichtum verkleinern?

1) Alle Sprachen sind entweder ursprünglich, die zugleich mit der Entstehung der Nation von der sie geredet wurden, entstanden, und also durch alle Reihn der Veränderungen, die die Nation selbst erfuhr, hindurchgiengen und daran Antheil nahmen; oder es sind abgeleitete, die schon völlig gebildet, einer ebenfalls schon formirten Nation übergeben wurden, ihre alte Sprache verdrängten, oder sich dergestalt mit derselben vermischten, daß die neue weder das Genie der einen noch der andern mehr beybehielt. Es ist offenbar, daß die Abwechselungen einer Sprache, die mit der ersten Wildheit abgebrochener Töne und einzelner Schreye anfängt, wenn es anders dergleichen gegeben, und bis zu der völligen Politesse eines Redners herabsteigt, nur auf die erste Art der Sprachen angewandt werden könne. Wenn wir diese Theorie mit den wirklichen Sprachen vergleichen, so finden wir die einzige Griechische, die sich nach derselben bequemt. Die mächtigen und hohen Töne der Pindarischen Ode, der sanfte und stille Fluß des Xenophontischen Dialogs, die gesetztere Schönheit des Isokratischen Perioden, endlich die Subtilität des Aristoteles und der Stoiker folgen

gen hier in einer gewissen Ordnung auf einander. Und doch, wer sollte nicht, wenn er ohne Rücksicht auf die Nachrichten der Geschichte, sich dieselbe blos aus den Grundsätzen unsers Verfassers bilden wollte, wer sollte nicht glauben, daß sich der wilde und feurige Geist der Ode weit zeitiger, als der heroische gesetzte und sich immer gleiche Gang der epischen Erzählung aus der Sprache würde entwickelt haben? Wer würde nicht dem Pindar weit vor dem Homer seinen Platz anweisen? Er hat alle Kennzeichen eines ältern Dichters und einer noch weniger gebildeten Sprache, eine weit größere Regellosgigkeit in der Verbindung, weit mehr Freyheit in der Verfertigung neuer Synonymen, deren Bedeutung nichts weniger als bestimmt ist, weit mehr Aehnlichkeit mit der allerersten Sprache der Empfindung. Und doch gieng Pindar sehr kurze Zeit vor der philosophischen Epoche her. Ja, nachdem der ganze Kreislauf der Perioden der Sprache schon scheint geendigt zu seyn, als nicht nur Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, sondern auch Kunstrichter und Grammatiker da sind, da man schon die Worte definiret, und die Sprache beynah alle ihre Fesseln trägt, sehn wir an dem Hofe eines Königes, an welchem man diese Arbeiten der Philosophen sehr wohl kannte, zween Dichter aufstehn, die das Gepräge des Alterthums, und nicht nur die Simplicität und die Freyheit, sondern auch eine gewisse Rauhgigkeit des ersten Zeitalters wieder erneuren. Wenn wir auch den Apollonius von Rhodus wegen des Zwanges und der Kunst, die seine Schreibart dem Leser oft so schwer macht,

aus dieser Anzahl austreichen wollen, so sind doch Callimachus und Theokrit wahre Antiquen. — Man würde dieses Phänomen vielleicht in keiner andern als in der griechischen Sprache erklären können. Dieses wird uns zugleich zeigen, ob es nicht noch eine größere Vollkommenheit einer Sprache, als diejenige Behaglichkeit giebt, in welcher sie zu beyden Seiten der poetischen und der philosophischen Sprache ausweichen kann. — Wenn ein Volk zu der Zeit, als sich ihre Prose von der Poesie trennt, das Andenken des alten Zustandes und Charakters der Nation zugleich mit den Worten und Ausdrücken, in welchen derselbe gleichsam eingedrückt war, erhält und fortpflanzt; wenn bey dem beständigen Fortgange und der Veränderung der Sprache, dennoch die alte und ursprüngliche, die in den ersten Originalwerken befindlich ist, zugleich mit beygehalten und gelernt wird; wenn endlich eine Sprache so zu sagen, zwey in sich vereinigt, die eine, die durch den Zustand, das Klima, die Verfassung, die Denkungsart des gegenwärtigen Zeitalters der Nation bestimmt wird, die andre, die sich auf ihren alten und ursprünglichen Zustand bezog; wenn sich auf diese Art die poetische Sprache durch alle Zeitalter hindurch von der Prose unterscheidet, und neben derselben fortdauret, so, deucht uns, ist dieses die größte Vollkommenheit, deren eine Sprache fähig ist, die ihr aber, wenn sie ihr der Zufall versagt hat, durch Kunst nicht gegeben werden kann. Diese Vollkommenheit scheint uns die Griechische zu besitzen. Von den Zeiten des Homers an mochte die Sprache einen Gang nehmen,

welchen sie wollte, die Sprache des Homers konnte niemals vergessen werden. Die Rhapsodisten erstlich, die, von eben der Muse, wie der Dichter, begeistert, seine Werke in einem gleichen Enthusiasmus absangen, dann die Sophisten und die Weltweisen, die, wie Protagoras beym Plato sagt, das Verstehen und Erklären der alten Dichter für den größten Theil ihrer Weisheit und des Unterrichts hielten, den sie zu geben sich anheischig machten, endlich die Grammatiker, die daraus eine eigne Kunst machten, erhielten die poetische alte Sprache, mitten unter den Revolutionen der neuen. Wir finden daher die Dichter der Griechen in den neuern Zeiten, in Ansehung der Sprache, den alten weit ähnlicher, als ihre neue Prosaischen den alten. Die Dichtkunst hatte bey den Griechen ihre eigne Worte, ihre eigne Redensarten, ihre eigne Inversionen. Man darf es versuchen und einen jungen Menschen mit den griechischen Dichtern allein bekannt machen; er wird nicht im Stande seyn den leichtesten prosaischen Schriftsteller zu verstehen. Wenn also eine Nation in ihrem poetischen Zeitalter, wirklich außerordentliche Genies hat, wenn sie so glücklich ist dieselben zu erhalten, wenn sie endlich die gehörige Hochachtung für sie immer unterhält, so wird in denselben die Grundlage zu der dichterischen Sprache aller folgenden Zeitalter liegen; die alsdann, wenn die Sprache durch die gewöhnlichen Veränderungen fortschreitet, sich von derselben absondert, und eine eigne dichterische Sprache bilden wird.

Wenn wir aber die lateinische ansehen, die so, wie die Römer selbst, von den Griechen abstammte, und, wie Dionysius von Halikarnas setzt, weder ganz griechisch noch ganz barbarisch war, sondern das Mittel zwischen beyden hielt, und dem äolischen Dialekt am nächsten kam; so fällt hier das poetische Zeitalter völlig weg. Die Lateiner kannten zu des Cicero Zeiten keine ältern Gedichte, als des Livius, Pacuvius, Naevius und Ennius seine. Alles was vorhergegangen, war entweder zu wenig gekannt, oder der Sprache wegen unbekannt worden. Cicero erzählt in seinem Brutus oder in den Dialogen von den berühmten Rednern, daß Cato in seinen Originibus alter Gesänge gedente, die schon viele Jahrhunderte vor ihm bey den Gastmählern wären gesungen worden; und Ennius erwähnt alter Gedichte, die er aber nicht sehr vorthellhaft charakterisirt:

quos olim Fauni vatesque canebant,
 Cum neque Musarum scopulos quisquam superat,
 nec dicti studiosus erat.

Uns deucht, daß wenn eine schon etwas gebildete Sprache unter eine noch rohe Nation kommt, eben diese Mischelligkeit der Denkungsart und der Sprache die Hervorbringung großer und bleibender Werke verhindere, bis endlich nach einer langen Zeit die fremde aufgenommene Sprache das Bürgerrecht erhält, und den Charakter, die Denkungsart der Nation annimmt. Aber ehe diese Epoche erscheint, ist

die Nation selbst vorgerückt, und ihrer völligen Ausbildung näher gekommen. Daher entstehen gemeiniglich, unter einem solchen Volke, die Dichter nicht eher, als die Redner oder die Philosophen. Unter den Römern war M. Cornelius Cethegus der erste ihrer Redner, zu eben der Zeit, als Ennius der erste ihrer Dichter war, mit ihm zugleich war Cato Censor ihr Litterator, Lælius ihr Philosoph. Die neuern Sprachen, welche Abkömmlinge der römischen sind, scheinen diese Anmerkung zu bestätigen. Unter den rauhen und barbarischen Völkern, denen die Sprache der Römer, so wie ihr Reich und ihre Schätze, zur Verwüstung überlassen wurden, hatte die Sprache nur zu arbeiten, sich an die Sitten und die Ideen so wenig gesitteter Nationen anzuschmiegen. Ehe beyde mit einander in das gehörige Verhältniß kamen, ehe sich die römische Sprache in die verschiednen, die sie hervorbrachte, ausbildete, bis dahin war die Nation selbst schon von der Stufe der wilden Simplicität herunter, und wir finden also ihre Dichter, ihre Gelehrten und ihre Weisen auf einmal entstehen. Die deutsche Sprache, unerachtet sie keine dieser gewaltigen Revolutionen erfahren hat, ist demunerachtet so sehr von ihrer alten und ursprünglichen unterschieden, daß sie eine völlig neue Sprache scheint. Niemals war das späteste Griechisch eines Plutarchs oder Lucians von dem Griechischen des Homer so gewaltig entfernt. — Was für ein angenehmes Geschenk würde uns der Verfasser machen, wenn er seine Geschichte der Sprachen, die iso auf keine unsrer neuen anzuwenden ist,

mit einem Zusatze bereicherte, zu welchem ihn seine Gelehrsamkeit und sein Observationsgeist so sehr in den Stand setz. Welches sind die Abwechslungen einer abgeleiteten Sprache, und wie weit kann dieselbe einer ursprünglichen gleich gemacht werden? Da diese erste Materie schon etwas zu fruchtbar gewesen ist, so wollen wir uns in Ansehung der übrigen einschränken. 2) Sind Idiotismen und Inversionen um so viel häufiger, je älter die Sprache ist? Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, die der geschwindste und leichteste Weg der Entscheidung ist, so finden wir, unserm Bedünken nach, in den ältesten griechischen Dichtern die allerwenigsten. Ihre Constructionen sind so natürlich und so leicht, daß man die wahre Bedeutung jedes Worts nur zu wissen braucht, um die ganze Rede zu verstehen. Wenn wir ihn mit einem weit spätern Dichter in derselben Gattung der Dichtkunst, dem Apollonius von Rhodus, vergleichen, so finden wir in diesem die Ordnung der Worte weit seltsamer, weit veränderter, die Construction weit willkührlicher. Wir würden die tragischen Dichter angeführt haben, die, in einem ebenfalls weit spätern Zeitalter, weit mehr Idiotismen und Inversionen haben als Homer, wenn nicht hier die Verschiedenheit der Gattung den Schluß daraus weniger bündig machte. Gehn wir zu den Prosaisten, so finden wir im Herodot weniger Inversionen als im Plato, im Plato und Xenophon weniger als im Demosthenes. Ohne die Reflexion des Verfassers würden wir also die Frage mit Nein beantworten.

Wir zweifeln, ob eine solche Kindheit der Sprache, als der Verf. auf der 28 und 29sten S. beschreibt, jemals existirt habe. Denn, die Wahrheit zu gestehen, scheint sie uns, eben so wohl als der so genannte Status naturalis, zu den philosophischen Romanen zu gehören: denn, wenn jemals eine Zeit gewesen wäre, da man nicht gesprochen, sondern getönet, so würde man immerfort getönet und niemals gesprochen haben. Gesezt aber, es sey also, so wäre die Frage, ob man nicht unsre Beobachtung aus der Natur der Sache sich auch so erklären könnte.

Die Menschen in dem Stande, den Rousseau so reizend beschreibt, drückten ihre Empfindungen, wahrscheinlicher Weise, wie die Thiere, durch einzelne Schreie aus. Diese Empfindungen waren anfangs bloß das Gefühl des Schmerzens und des Vergnügens. Nachher waren es alle Eindrücke, die die sinnlichen Dinge auf ihre Werkzeuge machten. Wenn sie für dieselben nun gewisse besondere Töne erfunden haben, so werden sie diese Töne in der Ordnung, in welcher die Theile der Empfindung auf einander folgen, hören lassen. Diese Ordnung wird immer dieselbe seyn, weil körperliche Dinge auf die Sinne größtentheils einen gleichen Eindruck in einer gleichen Ordnung machen. Je sinnlicher also noch eine Nation ist, je simpler wird die Zusammensetzung ihrer Worte seyn, weil dieselbe sich lediglich nach dem Gange der Empfindung richtet, der beständig einförmig ist. Leidenschaften, Interesse und Begierde einen Theil der Empfindung zuerst in der
Seele

Seele des andern zu erwecken, wird freylich machen, daß dieses Wort zuerst ausgesprochen wird. Aber dieses wird deswegen der Sprache keine neue Construction geben, als welche von der gewöhnlichen und ordentlichen Art, eine ganze Reihhe seiner Ideen auszudrücken, herrühret. Diese gewaltthätige Veränderungen der Construction werden wir noch alle Tage in unsrer so sehr grammatischen Sprache machen, wenn wir durch eine Leidenschaft getrieben werden. Auf was Art scheinen also die Inversionen in der Construction der Sprache aufgekommen zu seyn? Uns deucht, daß sie mehr ein Werk der Kunst als der Natur sind, und daß sie um destomehr überhand nehmen, je weniger man das bloße Verstandenseyn, sondern auch das Gefallen, zur Absicht hatte.

3) Synonymen sind entweder solche, die blos von einerley Begriffe verschiedne Zeichen geben, oder solche, die einerley Hauptbegriff mit verschiednen Abänderungen und Zusätzen der Bedeutung ausdrücken. Die ersten können von dem Dichter höchstens nur zur Harmonie gebraucht werden; die andern aber sind eigentlich die Farben, durch die er malt, indem sie das Bild der Sache mehr individualisiren, und es geschwinder in der Seele des Lesers erwecken, als es durch hinzugesetzte Beywörter geschehen könnte. Diese Bilder aber entstehen in der Seele des Lesers nicht eher, als bis er mit der Synonyme den Begriff sammt seiner Schattirung richtig verbindet. Der Weltweise, der die Sprache durch Erklärungen zu bestimmen sucht, wird also Synonymen von die-

fer

fer Art nicht aufheben, er wird nur die Abänderung auffuchen, die die Hauptidee in den verschiedenen Synonymen bekömmt, und diese Abänderung, mit dem Hauptbegriff zusammen, wird seine Definition ausmachen. Je bekannter und bestimmter nun die Nebenbilder sind, die die verschiedenen Synonymen erregen sollen, desto geschwinder werden sie in der Seele des Lesers entstehen, destomehr hat der Dichter seinen Zweck erreicht. Die Richtigkeit einer Sprache also, in so fern sie durch vernünftige Weltweise bestimmt wird, kann nur dazu dienen, das Weitschweifige und Unbestimmte des Bildes, das in der Seele bey einem gewissen Worte übrig bleibt, aufzuheben, und ihm den Gesichtspunkt anzuweisen, in welchem der Dichter oder der Redner ihm diese Sache zeigen will. Wenn die 300 Worte, die die Araber für den Löwen haben, nichts weiter als den Löwen überhaupt ausdrückten, so würden wir das Volk für unglücklich halten, das sein Gedächtniß mit 300 Zeichen eines einzigen Begriffs anfüllen müßte. Aber sie drücken die verschiedenen Zustände des Löwen aus, und der Dichter hat nunmehr den Vortheil durch ein einziges Wort den Begriff zu erwecken, der in einer andern Sprache, erst durch die Hinzufügung vieler Beywörter oder Umschreibungen, und doch vielleicht nur unrichtig hervorgebracht wird. Sollte aber der Philosoph, der den Zustand des Löwen, der für jedes dieser 300 Worte gehört, nach der Naturgeschichte bestimmte, den Reichthum des poetischen Ausdrucks vermindern, und die Vortheile der Synonymen aufheben? Sollte es also nicht Fälle geben, wo die
 philo.

philosophische Genauigkeit sich mit der dichterischen Freiheit vertrüge, oder sollte ein Gemälde etwas von seiner Schönheit verlieren, wenn die Formen nicht mehr in einander fließen, und die Umrisse deutlich und genau ins Auge fallen?

Wir müssen nur noch eine kleine Anmerkung über dasjenige hinzusetzen, was der Hr. Verfasser auf der 32sten S. sagt: „Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen.“ Sollte das letztere wohl wahr seyn? oder wenigstens richtig genug ausgedrückt seyn? Dem Anscheine nach sollte man das Gegentheil glauben. Man vergleiche ein wildes Volk, das sich mit der Jagd oder der Fischeren beschäftigt, und die übrige Zeit in einem trägen Müßig gange zubringt, mit einem gesitteten Volke, wo die Verbindungen und Geschäfte so mannigfaltig, wo die Bedürfnisse so zahlreich, wo die Absichten so verwickelt und einander oft so gerade entgegengesetzt sind, wo man Künste und Wissenschaften kennet, sollten da der Gegenstände weniger werden, oder die Leidenschaften nicht unter einem solchen Volke, wo nicht heftiger, doch öfterer und auf eine weit weniger einförmige Weise wirken? Wir wollen zum Beschluß die Stelle beifügen, wie sich D. Blair in seiner von uns angezeigten kritischen Abhandlung über den Ossian eben diese Sache vorgestellt. In the Progress of society, the genius and Manners of men undergo a change more favorable to accuracy than

than to sprightliness and sublimity. As the World advances, the Understanding gains ground upon the imagination; the Understanding is more exercised: the imagination, less. Fewer objects occur that are new or surprizing. Men apply themselves to trace the causes of things; they correct and refine one another, they subduce or disguise their passions; they form their exterior manners upon one uniform Standard of politeness and civility. Humane nature is pruned according to method and rule. Language advances from sterility to copiousness, and at the same time from fervour and enthusiasm, to correctness and precision. Style becomes more chaste, but less animated. The progress of the World in this respect resembles the progress of age in man. The powers of imagination are most vigorous and predominant in youth; those of understanding ripen more slowly, and often attain not their maturity, till the imagination begin to flag. Hence Poetry, which is the Child of imagination is frequently most glowing and animated in the first ages of Society.